

BUCH-CHRONIK DER WOCHE

Neue Lyrik

„Das Ewige Du“ von Werner Bock (Erich Lichtenstein, Weimar) ist ein schmaler Band, dessen Gedichte nirgends über das Konventionelle hinausgehen, aber auch nirgends die gute Haltung einer absichtlich gewählten Tradition vermissen lassen. Ein unverkennbar eigener Ton ist nicht zu hören; ein wenig hat mich das Buch an die „Gedichte von Trennung und Licht“ des Ernst Bläß erinnert. Doch unverkennbar bleibt trotz allem, was zu gemäßigt, lind, idyllisch, dünn klingt, das echt Poetische. Und ein Gedicht: „Hotelzimmer“ scheint mir sogar einen freieren, weiteren Aspekt zu verheißen.

Ihrem handkolorierten Werke „Die Kinder und die Tiere“ gibt jetzt Ruth Sebaumann eine liebliche Nachfolge mit dem lyrischen Bilderbuche „Die geliebten Dinge“ (Kösel & Pustet, München). Bei ihr hat die Benutzung alter, vertrauter Weisen noch eine besondere Musik ergeben. Die Naivität der volksliedhaften Gestaltung ist ebenso ursprünglich, unantastbar, traumwandlerisch ihres Weges gewiß, wie die geistige Voraussetzung, eine naive, wirklich erlebte christkatholische Gläubigkeit. Bild und Wort passen vorzüglich zusammen, sind auf ehrenvolle Art kindlich, mit handwerklicher und menschlicher Liebe geschaffen.

Grundlage für das Werk Johannes R. Bechers ist eine wirklich erlebte, unbedingte kommunistische Gläubigkeit. Einer so leidenschaftlich geäußerten und tapfer betätigten Gesinnung schuldet der Kritiker das ehrliche Bekenntnis, daß er sie ebensowenig zu teilen vermag wie die christkatholische der Schumann. Daß er aber Bechers Haltung aufrichtig achtet und von seiner dichterischen Qualität durchaus überzeugt ist. Der Malikverlag bringt jetzt den Sammelband „Ein Mensch unserer Zeit“ heraus, der die künstlerische und menschliche, die formale und die moralische Entwicklung Bechers wirksam repräsentiert. Aber das formal Krampfige, Wüsten, Lärmende, das Becher heut selbst Gestammel nennt und das doch eben eigene Physiognomie, die Becher-Weis hatte, störte mich einst viel weniger als das inhaltlich-Rauflustige, in Schrecklichkeiten Schwelgende. Leider finde ich gerade dieses Element wieder in der Leidenschaft seiner heutigen zielbewußten politischen Gedichte. In seinem Vorwort schreibt Becher: „So bringen die Gesammelten Gedichte nur das aus der Vergangenheit, was stark und lebendig in ihr war. Und stark und lebendig war sie im Suchen und Irren... Folgt ihr nicht nach! Laßt den Rausch! Laßt das Gespenstern! Setzt dort ein, wo in der Gegenwart die Zukunft beginnt!“ Ich möchte dagegen behaupten, daß der Rausch eine große Quelle für Erleben und Schaffen ist, und daß, wo kein Suchen und Irren mehr ist, das Erstarren beginnt, über dem Eis der Ströme das weiße oder rote Vergehen, die Genügsamkeit am christlichen oder kommunistischen, rechten oder linken Dogma. Meinem eigenen lyrischen Gefühl geht besonders nahe der schlichte, bewingende Ton, den Becher nun für einen gewissen Typ seiner Gedichte hat, die Erlebnisse der Jugendzeit aufbewahren, eine unnachahmliche Musik, in

der die Natur lebt und webt; „Die Sterne ziehen herauf. Ein Regen aus Gold. Es ist ein Schein, darin sich schlafend die Häuser bewegen. Mond atmet durch die Mauern herein.“ Eben alle, wie er sagen würde, individualistische Lyrik, die eines Menschen Wahn und Wehe zauberhaft ausdrückt („Verlassensein“, „Sterbelied“). Dann die Lyrik, die durch realistisch-phantastische Gestaltung die Hölle heutigen Weltzustandes kennzeichnet, wie „Nacht über Berlin“. Und das herzhafte tendenziöse, attackierende Propagandagedicht ist mir in der Art, die „Das rote Heer“ vertritt, zu primitiv, aber wenn es so dichterisch großzügig Vision wurde wie in „Zehntausend Kreuze“, sehr willkommen, und sicherlich wirkt es dann, auf Grund seiner poetischen Potenz, auch nachdrücklicher für seine Sache.

Ein anderes Buch aus dem Malikverlag teilt Bechers politischen Glauben, hat aber eine von Becher verschiedene, auf eigenem Acker gewachsene Sprache. Dieser Band „Stimme aus dem Leinwandwerk“ von Walter Bauer baut aus Vers und Prosa ein handfestes Dokument. Schlicht, ohne jedes Getue sagt einer, der die Gabe besitzt, die Dinge um uns zu sehen und leibhaftig zu schildern, wie es um die Existenz eines x-beliebigen Industriearbeiters bestellt ist. Wenn ich behaupte, daß diese Stimme oft eine Nachfolge von Walt Whitman ist, soll das ein Lob sein. Und ich füge gleich noch hinzu: das Whitman-Erbe würde durch eine zeitgemäße Version eigener Besitz, und handfeste Prosa ergibt mit ebenso handfester Lyrik ein Gebilde, das als origineller Block in unserer landläufigen Literatur steht. Dies ist proletarische Schicksalsdichtung, Dichtung vom Hiobschicksal Arbeiter zu sein, nicht proletarische Kolportage, sondern Dichtung, die ihren Stil und ihre Größe hat. Sollte es der amüsichen Meinung, der Kollektivismus sei das einzig Richtige und alle geistigen Werte müßten nivelliert werden, nicht unangenehm sein, daß wirksame revolutionäre Dichtung immer von einer höchst eigenwilligen, eigenartigen Dichterpersönlichkeit geleistet wird?

Herbert Fritsche, ein junger Poet in der Gefolgschaft Jakob Haringers, gibt die lyrischen Flugblätter „Der Taugenichts“ heraus. Soeben erschien Nummer zwei. Sympathisch ist die Art, wie man hier auch lyrisches Gut aus der Vergangenheit, das zu Unrecht wenig beachtet wurde, herausstellt. So beginnt dieses Heft mit einem köstlich heutigen Gedicht von Gottfried Keller. Mit Gottfried Benns „Primäre Tage“ hat sie erlauchtes Niveau, ein paar Sachen könnte ich missen, aber Paul Zech, Felix Wittmer, Anton Schnack, Erhard Buschbeck, Hans Reiser und Herbert Fritsche selbst haben beachtliche Strophen beigesteuert, und mit der Baudelaire-Glosse von Fritsche bin ich ganz und gar einverstanden.

Max HERRMANN (Neiße)

Kommunistische Weltanschauung

Der kosmische Saab

Der Kosmos ist ein riesiges, unermessliches Meer...

Babylon

die heilige Stadt

von dem Dichtern der Babylonier

aus dem 7. Jahrhundert v. Chr.

...der Kosmos ist ein riesiges, unermessliches Meer...
 ...die heilige Stadt...
 ...aus dem 7. Jahrhundert v. Chr.

Der große Erfolg
JOSEPH ROTH
HIOB

HIOB
 HIOB
 HIOB
 HIOB
 HIOB

